

Die Zelle West

Nr. 44

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

Grafen

Albert fuhr wild empor. „Was auch Dir hat er nachgestellt?“

„Welchem Mädchen hätte denn der nicht nachgestellt?“ sagte die Minna, Albert saust zurückziehend. „Aber Du kannst ruhig sein. Den Kerl hätte ich noch ausgespuht, auch wenn er mich zehnmal zum Traualtar hätte führen wollen. Eines Abends ging ich von der Mühle nach Hause. Ich hörte, daß jemand hinter mir herkam, achte aber nicht weiter darauf. Plötzlich legte sich ein Arm um meine Taille und der Gustav Miskerle: „Komm, süße Minna, gehe mit mir etwas über die Wiesen spazieren.“ Da hat er eine bekommen, das hättest Du müssen Matschen hören! Vor Schreck ließ er mich fahren und ich jagte davon so schnell ich nur konnte, während er laut hinter mir herschimpfte. Seit dem sieht er mich nicht mehr an. Aber ich bin vorsichtig geworden und halte mir seitdem immer etwas zum Schutze bereit.“ Damit fuhr die Minna einen Moment in ihren Pansen, mit der Rechten einen fein gearbeiteten Dolch hervorziehend. „Den habe ich in einem Päckchen gemunden, das wahrscheinlich noch von meiner Großmutter kommt.“ Dann mit komischem Grinsen fortfahrend: „Aber er ist auch für Dich geschliffen, mein Herr Albert, wenn Du etwa mit Deinem Chemiker Schabe wieder an handeln solltest!“

„Da sei unbesorgt! Wenn ein solches Kleinod beschert ist, wie ich es heute unter unserer Wandertanne gemunden habe, der ist leicht gegen alle Chemiker Schabele.“

„Glaube es Dir, Albert, glaube es Dir!“ erwiderte die Minna, jede ihrer Versicherungen mit einem Nicken bekräftigend. „Meinst Du denn, ich sei wirklich so neugierig nach den Frauenmoden in den Städten gewesen? Ich brauche deren armselige Moden nicht! Ich mache mir meine ganz allein. Nein! Nein! Ich wollte mich nur vergewissern, ob Du draußen nach den Frauen und Mädchen geseht hast. Aber ich habe bald gemerkt, daß Du in deren Schlingen noch nicht hängen geblieben, daß Du noch mein lieber, unberührter Albert bist.“

„Man seh' doch einer an, wie man so in aller Treuherzigkeit überlistet wird! Aber nun kann ich sie mir gerade erst recht an, wenn ich wieder hinaus komme.“

„Darfst Du jetzt, darfst Du jetzt, mein Albert! Denkst wohl ich habe Dich nunsonst auf diesen Zauberplatz geführt! Und hast Du denn gar nichts gemerkt? Während wir hier um-

schlungen saßen, haben uns ja die Waldkellen mit Millionen feiner Käden umspinnen. Nun hilft Dir kein Auschauen nach den feinsten Dresdener Damen mehr. Jetzt kommst Du nie mehr von mir los! Elfenfäden halten fest!“

„Ei, das wollen wir einmal sehen,“ rief Albert, und veruchte aufzuspringen. Doch die Minna umschlang ihn so behend und kräftig mit ihren mustulösen Armen, daß er den Versuch lachend aufgab und sich willig wieder an ihre Seile niederziehen ließ. „Wenn Elfenfäden so dick sind, dann ist freilich nichts zu machen. Ich hatte sie mir ein bißchen dünner vorgestellt. Aber Strafe für Hinterlist muß sein.“ und damit raubte er der Minna gleich ein Dutzend süße nacheinander.

So lösten die beiden weiter, bis die länger werdenden Schatten sie aufhielten. „Jetzt ist es aber hohe Zeit, daß ich mich auf den Heimweg mache,“ rief die Minna. „Ein Glück, daß wir nicht an einer zweiten verzauberten Stelle vorbei kommen.“ Una umschlungen eilten die beiden lachend und überglücklich auf Erlengrund zu.

So über die Erlengränder der Seidenwand auch geritten, und so sicher sich daher der Albert und die Minna dort auch gefühlt hatten, einen Zungen hatte ihre Verlobung doch gehabt.

Als das Liebespaar auf Höhe von der Seidenwand entfernt war, kam ein elegant gekleidetes weibliches Weib hinter dem Felien hervor und starrte den Davoneilenden nach. Es war eine noch blühende Frau, eine üppige Schönheit mit feinen regelmäßigen Gesichtszügen und rotblondem, lockigem Haar. Augenblicklich war ihr hübsches Gesicht freilich von Wut und Neid verzerrt. So also erteilten die Erlengränder über ihre junge Herrin! Mit grausamer Deutlichkeit hatte sie jedes Wort gehört, das eben hier über sie gesprochen worden war. Und jedes Wort war ein Pfeilchenhieb für sie gewesen. „Verrät ihren Emil und wirft sich diesem Viech an den Hals!“ Wie das geklungen hatte! Sie schauderte ordentlich, wenn sie an die Summe von Verachtung dachte, die in diesen Worten zum Ausdruck gekommen war. Hätte sie doch nur den zehnten Teil der Charakterfestigkeit belesen, die soeben dieses Dorfmadchen in ihrem Gelübde bekundet hatte, trenn bei dem Erkorenen anhalten zu wollen in Not und Tod, dann brauchte sie heute nicht an der Seidenwand zu stehen, brauchte nicht das Dorfmadchen um ihr Glück zu beneiden, dann hätte sie in

den Armen ihres Emils die gleichen Liebeswunden gemessen können.

Eine Mitteilung hatte sie an ihn gelangen lassen, die auf der ganzen Erde nur er allein zu deuten mußte. Die ihm sagte, daß an der Stelle, an der sie sich so oft getroffen hatten, heute jemand seiner harre. Zagen wollte sie ihm, wie alles so gekommen war; auf den Knien wollte sie ihn um Verzeihung bitten für den Treubruch, den sie verübt. Er war nicht gekommen. Er verachtete sie. Die ganze Welt verachtete sie. Achzend kam sie auf denselben Stein, auf dem soeben ihre Plamen Schwester in ihrem ersten seligen Liebesstich gezeichnet hatte. Und während sie, die Arme auf die Erde gestützt, das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, daten, zog ihr ganzes bisheriges Leben an ihrem geistigen Auge vorüber. Aber in dieser Schicksalsstunde, in der sie die Bilanz ihres jungen Lebens zog, da stand nicht der liebe Emil bei ihr, der ihm die Stirne berührt und die Wangen der nimmernden Seele glättet, der aufwärts leitet zu einem achamerien, von den Schlacken des Lebens gereinigten edleren Dasein, dieser ante Geist war mit dem jungen glücklichen Paare vom Zauberloke entwachsen, sondern die Dämonen der anklagenden Welt, des nagenden Inquiets und der lodenden Zinsgier umschwebten sie, die ihr Opfer auf gleichender Bahn unrettbar unabstürzen in den Abgrund der Verkommenheit!

Die Edlen von der Steinau gehörten seit Generationen dem Kleinadel an, der in der Armee die unteren Kommandostellen und im Verwaltungsdienst die Posten in den kleinen und mittleren Provinzstädten besetzt. Nur der Großvater der jungen Frau hatte es verstanden, sich höher hinaufzuschwingen. Als geriebener und geschmeidiger Hühner hatte er dem Landesfürsten wertvolle Dienste geleistet. Leute, die es wissen konnten, behaupteten freilich, diese Dienste seien nicht politischer Natur gewesen, sondern sie seien auf einem sehr diskreten, weitab vom staatlichen Leben liegenden Gebiete, zur Befriedigung sehr menschlicher Bedürfnisse geleistet worden. Hoch mußten sie von Zarenkinnern auf alle Fälle eingeschätzt worden sein, denn außer Titel und Orden, mit denen dieser Vorfahr der Steinaus reich bedacht worden war, hatte er auch noch durch besondere fürstliche Guld aus den Kronländern ein Waldgut in mäßiger Entfernung von Erlengrund als Geschenk erhalten.

Lange hatte die Herrlichkeit freilich nicht gedauert. Nach erfolgtem Thronwechsel war eine andere Günstlingseliquie zur Herrschaft gelangt und der Stern der Stienaus rasch erloschen. Der Vater der jungen Frau hatte vergeblich versucht, eine einflussreiche Stellung zu erlangen. In jahrelangem Warten und Intrigieren hatte er bei dem teureren Leben in der Hauptstadt und bei dem großen Hause, das geführt wurde, das Familienvermögen aufgezehrt. Zu stolz, um eine der unteren Stellen im Staatsdienste anzunehmen, hatte er sich verbittert und vergrämt auf das bis dahin von einem Verwalter bewirtschaftete Waldgut zurückgezogen.

Hier hatte das Leben eines glänzenden Glends begonnen. Während nach außen immer noch der Schein eines großen Hauses aufrecht erhalten wurde, war im Hansbalt Schmalhaus ständig Krüchenermeister. Der Ackerbau litt unter der Ungunst der klimatischen Verhältnisse und der Holzreichtum konnte schwer zu Gelde gemacht werden. Zornig erinnerte sich die junge Frau daran, wie lange sie sich immer mit einem Stutzfährchen hatte befehlen müssen. Alles, was aus dem Gute irgendwie herausgewirtschaftet werden konnte, wurde auf die Erziehung der beiden Söhne verwendet, die den Stienauschen Namen wieder zu neuem Glanze bringen sollten. Und als man bald am Ziel zu sein glaubte, war das Schrecklichste hereingebrochen. Guido, der ältere der Brüder der jungen Frau, der hart vor der Ernennung zum Hauptmann stand, hatte in einer Stunde des Samuels, mit vom Weinrausch unnebelten Sinnen, am Spieltisch Schulden gemacht. Ehrenschulden in Höhe von zwanzigtausend Talern, und Benno, der jüngere Bruder, hatte Mühschaft geleistet.

Bei dem Eintreffen dieser Kunde an dem Gute waren die Eltern in wilde Verzweiflung geraten. All das so mühsam Aufgebaute mit einem Schlage vernichtet; alle Hoffnungen für die Zukunft zertrümmert; die ganze Familie für alle Zeit ruiniert. Ein Fitteln durchlief den Körper der jungen Frau, als sie an diese Stunden dachte. Keine Möglichkeit, die zwanzigtausend Taler anzutreiben. Nur an einer Stelle waren sie zu erhalten: Bei dem Besitzer von Erlengrund. Vater und Mutter waren mit Bitten und Flehen in sie gedrungen, nicht länger die stürmischen Bewerbungen des jungen Herrn Hartmann zurückzuweisen, sondern seine Hand anzunehmen.

Erst hatte sie sich geweigert, aber in der langen, schlaflosen Nacht, die sie nach dem Eintreffen der Stobsbotschaft zugebracht hatte, da war langsam der Versuch an sie herangefrohen und hatte ihr zugestimmt: Du Törlin, warum willst du das Glück von dir stoßen? Hier auf dem entlegenen Waldgute hast du deine Jugend vertrauert, und wenn du deinen Emil heiratest, dann wirst du in dem einsamen Forsthaus verjahren. Was kann er dir denn bieten? Mühen, Sorgen und obrackern wirst du dich müssen um Mann und Kinder. Und siehst du nicht, was der Emil bereits für Falten um die Augen hat und welche scharfe Linien ihm von der Nase nach den Mundwinkeln herunter laufen? Der wird bald ein alter, griesgrämiger Mann werden. Wenn er Verdrießlichkeiten im Revier hat oder eine Nase von seinem Vorgesetzten bekommt, dann wird er seinen Ärger zu Hause auslassen. Und wenn die Kinder größer werden, dann wird die Sorge erst recht los gehen, wie das bißchen Gehalt am besten einzuteilen ist. Darüber wirst du dann rasch auch ein altes, runzeliges Mütterchen werden. Was hast du dann vom Leben gehabt?

Dagegen als Herrin von Erlengrund bist du die angesehenste Frau in der ganzen Gegend. Wohnst in einem schönen Schlosse, in einem herrlichen Parke. Brauchst keinen Finger zu rühren und hast Dienerschaft nach Wunsch und Begehren. Kannst dich mit den feinsten Kleidern putzen und

täglich spazieren fahren. Kannst jedes Jahr einen Monat in der Residenz zubringen, Theater, Konzerte, Bälle besuchen; kannst dich von deinen Brüdern bei Hofe einführen lassen; kannst ein Leben in eitel Freude und Wonne genießen! Und so verführerisch, so sinnbetörend waren die Bilder gewesen, die der Versuchler ihr vorgegaukelt hatte, daß sie am anderen Morgen jeden Widerstand aufgegeben und sich bereit erklärte, die Gattin Gustav Hartmanns zu werden. Der alte Herr Hartmann war zwar etwas wirrlich gewesen, wegen der zwanzigtausend Taler, aber sie waren gezahlt und damit die Familie Stienau gerettet worden.

So war sie die Gattin eines Mannes geworden, bei dessen brutalen Liebkosungen sie täglich physischen Ekel empfand. Zerfloßen wie ein Nebelbild war der Glückstrahl, der sie betört hatte!

Aber sollte das nun das Ende sein? Nimmermehr! Heißes, glühendes Verlangen nach Genuß durchströmte ihren schwellenden, jugendlichen Körper. War sie nicht jung und begehrenswert? Und gab es denn außer „diesem Viech“ und dem — dem Philister in seinem Forsthaus nicht noch mehr Männer auf der Welt?

Wie von einer Feder geschneit, stog sie bei diesem Gedanken in die Höhe, mit weit aufgerissenen Augen ins Weite starrend.

Ab! Aber das war gefährlich! O, man mußte nur klug und vorsichtig sein. Weibselbst! Wenn er, der ihr Mann war, es so getrieben, wie sie eben gehört hatte, und sicher noch täglich weitertrieb, hatte sie dann nicht die gleichen Rechte? Ja leben! Nicht sich zermartern! Leben wollte sie! Mit vollen Zügen den Becher der Lust schlürfen, solange noch das Blut heiß pulstend durch die Adern rollte. Leben, genießen mit allem Raffinement, und damit die dummen, kindischen Gedanken verschrecken, die immer wieder zum Forsthaus schweiften. Wachte das einfältige Erlengrunder Volk sie immerhin verachten. Es sollte sie noch als Herrin kennen lernen! Lebend schlüpfte sie in den Wald zurück. Still und einsam lag der Zanberplatz wieder da. Kurze Zeit noch überflutete ihn die im Westen verglühende Sonne mit purpurnem Lichte, dann senkten sich langsam die Schleier der Nacht über Wald und Fels.

*

Sniergottlob hatte sich nach dem Mittagsessen seine Sonntagspeise geklopft und war an den mageren, nun abgeernteten Feldern der Erlengrunder vorbei durch den Wald nach den Pechhäusern, der „Hölle“, wie sie allgemein hießen, gewandert. Die Pechhäuser lagen eine knappe halbe Stunde von Erlengrund entfernt in einem engen Talgrunde, der von einem Bächlein durchflossen wurde. Für gewöhnlich plätscherte das Bächlein sanft und harmlos daher, und nur in der Zeit der Schneeschmelze wurde es zum tosenden Wildbach. Auf der Südseite des Tales stiegen die Waldberge so hoch auf, daß während der Wintermonate die Sonne hinter ihnen verborgen blieb. Erst gegen das Frühjahr hin erreichten ihre Strahlen wieder den Talgrund.

Die Bewohner der Pechhäuser waren in ihrer Einsamkeit zu ausgeprägten Waldmenschen geworden. Keiner kannte so gut wie sie im Frühjahr die Standplätze der halzenden Auerhähne, und da sie verschiedenen hohen Herren, welche ohne ihre Geschicklichkeit als Führer niemals zu einem Schusse auf den stattlichen Urahahn gekommen wären, zu einer Jagdtrophäe verholfen hatten, war ihnen allergnädigst das Privilegium der Pechkrakeri und Pechsiedererei verliehen worden. Sie konnten sich dieses Monopols umso eher erfreuen, als sich sonst niemand zu dem wenig angenehmen Berufe drängte. Bei dem unausgesehten Umgange mit

dem harzigen Waldprodukt und bei der Unmöglichkeit der täglichen gründlichen Reinigung des Körpers und der Kleider war so viel von dem übrigen Material mit in die Wohnungen verschleppt worden, daß die Pechhäuser ihren Namen mit vollem Rechte führten: Pech außen und Pech innen. Dabei war der Verdienst der Pechsieder ein miserabler. Vater Staat, für dessen Rechnung die Pechgewinnung erfolgte, steckte den großen Teil des Ertrages in seine weite Tasche und speiste die Pechsieder mit einem kümmerlichen Lohne ab.

In vier Holzhäusern — die Wände aus Holzböhlen und die Dächer aus Schindeln hauste das mit dem Privilegium ausgestattete Geschlecht der Mockers. Seit langer Zeit schon hatten die Mockers nur unter sich geheiratet. So oft auch manches Mädchen in Erlengrund jehmüchtig nach einem Manne anschaute hatte, von den Pechsiedern als Freier wollten auch die häßlichsten, die bestimmt darauf rechnen konnten alle Jungfern zu werden, doch nichts wissen wurde doch allgemein behauptet, daß in der Pechhäusern selbst die Ketten vom Pech strotzten.

Die Kinder der Mockers, die in ihrer Abgeschlossenheit ohne jede geistige Anregung aufwuchsen, waren ein Schrecken für die Erlengrunder Lehrer. Gegenwärtig besuchte nur ein Knabe aus den Pechhäusern die Erlengrunder Schule. Aber der konnte auch als feinste Minder der seit Generationen betriebenen Auzugelken. Eine Stirne hatte der arme Kerl fast nicht mehr aufzuweisen. Die Haare waren ihm beinahe bis an die Augenbrauen gewachsen. Alle Bemühungen des Lehrers, dem Knaben einiges Wissen beizubringen, hatten nur geringsten Erfolg. Aus dem reichen Spruchschatz der Bibel hatte er sich nur den einzigen Spruch: „Ich und der Vater sind eins“ einzuprägen vermocht. Und den auch nur, indem er ihn durch Umbildung im Dialekt seinem Begriffsvermögen näher brachte, in der Form: „Ich un me Vater sei ons“. Woran dann der Lehrer resigniert alle Versuche, aus diesem Knaben noch einen Geistesheros zu machen, aufgebend, hinzufügte: „Nawohl, und wer Dich sieht, sieht auch den Vater.“

Ihre Pechsiedererei hatten die Mockers in einiger Entfernung von den Häusern an eine Gruppe hoch und schroff aufsteigender Felsen angelegt. Dort wurde das von den Nichten abgefrakte Pech durch ein Schnellverfahren von allen anhaftenden fremden Stoffen gereinigt und als kompakte Masse in Mühlsteinen von Baumrinde gepulvert. Der bei dem Pechsieden sich erwidende dicke, fettige Rauch hatte die sich grauen, mit glänzend weißen Adern durchzogenen Granitfelsen im Laufe der Jahre mit einem dicken Ueberzug versehen, so daß sie mit schwarz und unheimlich in das Tal starrten. Vermutlich hatte gerade diese Erscheinung mit Anlaß gegeben, den Grund mit dem Namen „Hölle“ zu belegen. (Fortsetzung folgt)

Heideblumen.

Komm' ich in dem Werttagsteide,
Abends müde in mein Haus;
Grüßt mich stumm aus stiller Heide
Ein verwelkter Blumenstrauch.

Oft, wenn ich die Menschen meide,
Denk ich still darüber nach,
Daß ein Mädchen in der Heide
Für mich diese Blumen brach.

Und dann schleichen mir sich Tränen,
In das Auge heimlich, sacht . . .
Tief im Herzen schluchzt ein Sehnen . . .
Stille starr ich in die Nacht.

Karl Verbs

Die Hanfa.

Von H. Adé.

(Schluß)

Die wirtschaftlichen Erfolge, welche die Hanfa im 13. Jahrhundert auf allen ihren Handelsgebieten erzielte, mußte naturgemäß auch ihre politische Stellung, ihren politischen Einfluß stärken. Und so schließt sich Stadt auf Stadt diesem mächtigen und erfolgreichen Verbände an. Aber erst im Jahre 1264 haben sich all diese, mehr oder weniger eng verbündeten Städte zu einem festgegliederten Bunde ausgewachsen, der nun daran denken konnte, sich zu Köln eine gemeinschaftliche Verfassung zu geben. Von nun an ordneten sich die gesamten Städte des Hanfabundes nach drei Dritteln: 1. das Lübbisch-Wendische (Lübeck, Wismar, Stralsund usw.), mit den Binnenstädten Brandenburg, Berlin-Cölln, Frankfurt a. O., Breslau usw.); 2. das Westfälisch-Preussische (Soest, Dortmund, Münster, die holländischen Städte mit Amsterdam, sowie die von Westfalen aus kolonisierten Städte Thorn, Danzig, Königsberg usw.); 3. das Gotländische (Riga, Reval mit den liv- und estländischen Städten). Hamburg und Bremen nahmen anfangs eine besondere Stellung im Bunde ein, später ging Hamburg zu dem wendischen Drittel und Bremen bildete mit Braunschweig, Magdeburg, Halberstadt, Hannover, Hildesheim, Halle, Nordhausen usw. ein neues Viertel, das sächsische. Man spricht fortan von den 4 Quartieren der Hanfa.

Die Bundesverfassung regelte außer den Vorschriften über den Handelsverkehr zunächst den Rechtsschutz, den die Hanfabürger in den Bundesstädten zu genießen hatten. Jede Stadt sicherte den Bürgern der verbündeten Hanfastadt den gleichen Rechtsschutz zu, wie ihren eigenen Bürgern. Streitigkeiten der Bundesstädte untereinander entschieden die Uebrigen in Güte oder Rechtsens. Klagen der Bürger verschiedener Städte wurden vor Gericht nach Recht derjenigen Stadt entschieden. In der der Beklagte wohnt. Wird eine Bundesstadt von irgendjemand angegriffen, so vermitteln die Bundesstädte zunächst, dann entziehen sie dem Angreifer Borg, Mann oder sonstige Hilfe, und bewilligen ihm keinerlei Ausschub der Schulden. Soweit es ihr irgend möglich, ist jede Bundesstadt verpflichtet, der angegriffenen Stadt mit Geld oder Reihigen Hilfe zu leisten. Bei Lebensgefahr sichern die Städte den Hanfabürgern freies Geleit zu. Verletzungen der Bundesartikel seitens einer Stadt werden mit 100 Mk. gebüßt, ebenso jede unentschuldigete Verhinderung einer festgesetzten Tagesfahrt.

Lübeck hatte sich inzwischen zum Haupte der Hanfa emporgeschwungen. Zu seinen Händen lag deren Leitung. Lübeck schrieb nach vorläufiger Bewilligung der 5 wendischen Städte den Hanfetag aus und hatte die erste Stimme. Hier in Lübeck befand sich das hanfische Archiv und die Bundeskasse, unter Lübecker Stadtsiegel wurden alle Hanfakten ausgefertigt. Neben Lübeck vertrat Danzig die Stelle des Bundeskanzlers, Braunschweig hatte das Marschallsamt und Köln spielte den Kämmerer.

Lübeck war es auch, welches der Hanfa von der Mitte des 14. Jahrhunderts an die prononziert politische Richtung gab, die während der folgenden 2 Jahrhunderte andauern sollte. Ist die Geschichte der Hanfa überhaupt keine Handels-, sondern eine politische Geschichte, so gab es doch eine Zeit, in der die nackten Handelsinteressen ausschlaggebend waren. Dies änderte sich, als die wendischen Städte mit Lübeck an der Spitze den bewußten Kampf um die Ostseeherrschaft aufnahmen. Die Ostsee sollte ein mare clausum (geschlossenes Meer) der Hanfa werden. Dies konnte jedoch nur geschehen, wenn die nordischen Reiche, Dänemark an der Spitze,

zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, in ein direktes politisches Abhängigkeitsverhältnis zur Hanfa gebracht worden waren.

Auf ein solches Abhängigkeitsverhältnis arbeitete Lübeck zielbewußt los. Zum ersten politischen Eingriff der Hanfa in die nordische Geschichte war es 1285 gekommen. Im Bunde mit Dänemark, das für das Bündnis so gefällig gewesen, seinen Einwohnern jeden Aktivhandel nach Norwegen zu verbieten, sperrten die wendischen Städte mit Wisby und Riga die norwegischen Häfen, verboten allen ihren Kaufleuten, Getreide und Bier nach Norwegen zu fahren, wodurch eine solche Hungersnot und Teuerung im Land verursacht ward, daß sich Norwegen zu einem sehr bitteren Frieden mit der Hanfa verstehen mußte. Außer Erlass allen Schadens mußte es sich zur Zahlung von 6000 Mk. Silber verpflichten und den Hanfen vollständige Handelsfreiheit auf allen Plätzen Norwegens, sowohl mit Fremden als mit Landesbewohnern gewähren. Infolge dieses Krieges verordneten die wendischen Städte ein regelmäßiges Kriegsaufgebot, in der Weise, daß bei einem einfachen Auszug Lübeck je 100, Wismar 38, Rostock 70, Greifswald 38, Stralsund 50 Meilige zu stellen hatte.

Hatte schon Norwegen die Macht der Hanfa schwer empfinden müssen, noch schwerer wurde von ihr Dänemark getroffen! Waldemar III. überfiel 1361 Wisby und plünderte es aus, ein Streich, den er bitter büßen mußte. Nachdem die wendischen Städte erst allein Krieg gegen ihn geführt, schlossen die Hanfastädte 1361 die schon erwähnte Kölner Konvention, und erklärten 1367, 77 Städte stark (Köln selbst, Hamburg und Bremen hatten sich ansatz geschlossen), Dänemark den Krieg. Wohl spottete der Däne „77 Säule, 77 Gänse“, aber 3 Jahre später hatten die Hanfa so vollständig gesiegt, daß nach dem Friedensschluß von Stralsund 1370 ein König von Dänemark nur noch ein König von der Hanfa Gnade war. Die Provinz Schonen wurde mit $\frac{2}{3}$ ihrer Einkünfte auf 15 Jahre den Hanfen verpfändet, und ohne daß vorher alle Privilegien der Hanfa anerkannt waren, durfte fortan kein König von Dänemark vom dänischen Reichsrate und vom dänischen Volke anerkannt werden. Und so groß war die Nachwirkung dieser schweren Niederlage im Norden, daß, als 27 Jahre später die Tochter des geschlagenen Dänenkönigs die Kronen der drei nordischen Reiche, Dänemark, Schweden, Norwegen, in ihrer Hand vereinigte, durch die Union von Kalmar jene schwere Bedingung auch auf diese Reiche ausgedehnt wurde. Die Absicht der Hanfa, sich das Monopol des Handels und der Schifffahrt, sowie des Fischfanges in den nordischen Gewässern zu sichern, war mit der Union zu Kalmar zunächst erreicht.

Um die Kosten des Krieges gegen Dänemark, sowie später gegen die Vitalienbrüder aufzubringen, die das edle Handwerk der Seeräuberei, erst von der Hanfa offiziell selbst getrieben, auf eigene Hand weiterführten, wurde eine regelmäßige Bundesabgabe eingeführt, der Pfundzoll. Und zwar mußte bei jeder Ausfahrt der Kaufmann von jedem Pfunde Groten Wertes seiner Güter je 1 Groten, der Schiffer aber von dem Werte seines Schiffes je $\frac{1}{2}$ Groten pro Wertpfund abgeben. Führte ein Schiffer Güter auf eigene Rechnung, so zählten diese für Kaufmannsgut. Dieser Pfundzoll brachte recht ansehnliche Beträge. 1368 waren z. B. von Lübeck 1400 Mk., von den livländischen 581, von den preussischen Städten 1194 Mk. Silber aufgebracht worden. Von den Einnahmen wurden zunächst die Kosten für den See- und Landschutz gedeckt, ein eventueller Ueberichuß aber jeweilig zu Johannis in Lübeck unter die Hanfastädte verteilt.

Das 14. Jahrhundert findet die Hanfa auf der Höhe ihrer Macht. Es gab damals eine

Zeit, wo 108 Städte ihr angehörten, doch blieb bei dem größten Teil dieser Städte, zumal der kleineren Binnenstädte, das Bundesverhältnis zur Hanfa immer nur ein sehr loses. Der Mangel und das Fehlen eines festen Zusammenschlusses, jedes engeren Zusammenhaltens, war von jeher das Grundübel der Hanfa gewesen. Für einen großen Teil der Hanfastädte war die Hanfa nichts weiter als eine G. u. b. S., über die fürchterlich geschimpft wurde, wenn nicht ansehnliche Gewinne dabei herauskamen.

Daher löste die Hanfazugehörigkeit auch keineswegs besonders freundschaftliche Gefühle unter den Bundesstädten aus. Im Gegenteil. Der Uebergriff, der gegenseitigen Schikanen, Belästigungen usw. ist trotz des Bündnisses kein Ende!

Die Ausbeutungsinstitute, die ja den Kern des ganzen Hanfabundes bildeten, richteten sich nur gar zu gern auch gegeneinander. Es war z. B. Lübecks und der wendischen Städte Egoismus, der den Bruch und den Kampf mit den holländischen Bundesstädten herbeiführte. Die Holländer hatten den großen Krieg gegen Dänemark mitgekämpft und wollten nun naturgemäß an den erlängten Früchten desselben und den erzwungenen Privilegien teilnehmen. Vor allen Dingen verlangten die Niederländer als Hanfagenossen die freie Fahrt in die Ostsee. Das paßte aber Lübeck schlecht in seinen Kram. Bis dahin hatte sich der Warenhandel von der Ostsee nach der Nordsee meistens in der Weise vollzogen, daß alle Waren von Rußland und den östlichen Häfen zuerst zum Stapel nach Lübeck, von da, in der Hauptache auf dem sicheren Landwege, zum Stapel nach Hamburg gebracht wurden, von wo sie die Niederländer abholten, um sie dem Stapel in Brügge zuzuführen. Diesen Ausschluß von der Ostseefahrt wollten sich die Holländer nun auf die Dauer um so weniger gefallen lassen, als sie ohnehin durch die Rheinschiffahrtspolitik Kölns von der Schifffahrt auf dem Ober- und Mittelrhein durch diese rentierte Zollbehandlung verdrängt und schwer geschädigt waren, ihre Schifffahrt selbst aber sehr zugenommen hatte. Als die Holländer nun anfangen, Getreide direkt aus der Ostsee zu holen, gingen die Lübecker mit Schikanen gegen sie vor. Die Holländer aber waren genau dieselben Egoisten wie die Lübecker. Und da sie die freie Ostseefahrt nicht als Hanfefeinde ihr Ziel zu erreichen. Als daher die wendischen Städte mit Lübeck und Hamburg 1426 wieder einmal mit Dänemark in einen Krieg gerieten, traten die Holländer auf der Dänen Seite. Damit war der erste große und unheilbare Mißzwischen den Hanfastädten vollzogen. Und obgleich die Hanfa mit größter Machtenfaltung den Krieg gegen Dänemark und die Holländer führte, 1428 hielt sie eine Flotte von 260 Schiffen mit 12000 Mann Besatzung außer 800 Vitalienbrüdern unter Segel, gelang es ihr schließlich doch nicht, die Holländer von der Ostsee fernzubalten.

Bald darauf führte kurzschichtiger Egoismus auch in der Ostsee schwere Konflikte zwischen den Hanfegenossen herbei. 1453 kamen die preussischen Städte und der preussische Orden wegen des Pfundzolles in einen Krieg, der sich von Seiten Danzigs zu einem Kampfe um das Schifffahrtsmonopol auf der Weichsel auswuchs. Die Danziger brachten alle Ordensschiffe auf und sperrten die livländischen Häfen. Als sie sich nun aber gar mit den Polen gegen ihre bisherigen Hanfagenossen verbündeten, erweckte ihre Haltung solche Erbitterung, daß die Königsberger z. B. jeden Danziger totschißten, der in ihre Hände fiel. Das Streben Danzigs nach dem Weichselmonopol ging schließlich ebenfalls nicht in Erfüllung. Nur die Einheit der Hanfa war durch den Krieg in der Ostsee nun

ebenfalls zerrissen, wie durch den Konflikt mit den Holländern es die in der Nordsee war.

Das alles war nun so verhängnisvoller, als die Hanse mit dem Teutstum in Litauen, Est und Livland immer mehr und mehr von den Russen bedrängt wurde. Nowgorod, dessen Macht im 12. Jahrhundert sowohl in politischer wie militärischer Beziehung so groß gewesen, daß damals in Rußland das Wort geprägt wurde: „Wer kann gegen Gott und Nowgorod“, drohte, durch Nationalität und Kämpfe geschwächt, eine Leute der Russen zu werden. Je mehr das Russentum in Nowgorod erstarkte, um so mehr häuften sich die Übergriffe gegen die Hanse. Schon 1117 hatte die Hanse auf einem Hansatage zu Lübeck beschließen müssen, aller Handel nach Nowgorod sei bei Lebensstrafe verboten. 1118 wurde verordnet, daß, weil kein Deutscher mehr in Nowgorod geduldet wurde, nimmehre auch kein Mißbe bei 100 Mk. Silber Strafe in irgendeiner Hansestadt geduldet werden sollte. 1121, nachdem kaum ein notdürftiger Vergleich zustande gekommen, konfiszierte man den Nowgoroder Hanse abermals ihre Waren und sperrte die Kaufleute ein. Der Hauptgrund der immerwährenden Streitigkeiten entsprang allerdings wieder der egoistischen Handelspolitik der Hanse. Um den Aktivhandel der Engländer mit Tuch in Rußland nicht aufkommen zu lassen, schloß die Hanse prinzipiell englisches Tuch vom russischen Handel aus und versuchte diesem das schmälere, oft noch Mindermaß haltende holländische Tuch aufzuzwingen.

Anstatt nun bei der schwankenden Lage im Osten durch festen Zusammenschluß sich zu stärken, rieben die Hanse durch Bruderkrieg obendrein sich selbst auf! Ja, Handelsneid und politische Kurzsichtigkeit ließ es bei ihnen zu, daß die Hanse, ohne ernstlich einen Finger zu rühren, wie sie dies übrigens später ebenso bei Livland tat, Nowgorod in die Hände Iwans III. fallen ließ, der 1495 den Hof schloß, die Hanse verhaftete und mit dem geraubten Waren nach Moskau schaffen ließ.

Der Glanz und die Macht der Hanse sind überhaupt schon Ausgang des 15. Jahrhunderts an, zusehends zu verbleichen. Wie die politische Selbständigkeit einer immer wachsenden Reihe von Hansestädten durch das aufkommende Territorialfürstentum bedrängt wurde, einer Entwicklung, der die Hanse ebenfalls vollständig totenlos zusah, so wurde auch die ausgeübte Handels suprematie der Hanse im steigenden Maße bedroht. Überall, in Flandern, wie in England, in Schweden wie in Dänemark regten sich nationale Kräfte, die sich nicht mehr von der Hanse geduldi an die Wand drücken lassen wollten. Bisher hatte die Hanse ihre eigenen Märkte jedem fremden Aktivhandel ängstlich verschlossen, dagegen die fremden Märkte auf Grund ihrer Privilegien und Monopole rücksichtslos ausgebeutet. Es war dies dieselbe unsinnige Handelspolitik, die damals bei den Hanse anfang so schmächtig Schiffbruch zu leiden, die in der Gegenwart wieder bei den europäischen Regierungen, besonders der deutschen, zugunsten des Narariertums so hoch in Ansehen steht, das System, die Inlandsmärkte durch hohe Zollmauern jedem fremden Handel zu verschließen, die Industrie aber zur Raub nach Absatzgebieten auf den Weltmarkt zu weisen, um dort überall das Recht der offenen Tür zu verlangen. Und dieselben Erfahrungen, die die Gegenwartsregierungen mit ihrem Handelssystem machen werden, machten damals auch die Hanse. Man wollte ihnen das Recht der freien Tür richtigerweise nur unter der Bedingung ferner einräumen, daß auch die Hanse zu Hause ihre Türen dem freien Handel öffne. Und da die Hanse in ihrer Verblendung darauf nicht einging, griff man im Ausland zu Repressalien, die z. B. in England mit dem Ver-

luste des Stahlhofes und der gänzlichen Vertreibung der Hanse endigten.

Dazu war für den Handel überhaupt eine neue Zeit gekommen. Die Entdeckung Ostindiens und Amerikas wies dem Handel neue Bahnen, denen die Hanse verständnislos gegenüberstand. Wohl errichtete sie 1452 in Lissabon eine Niederlassung, den Handel selbst aber wollte sie noch in den uralten Gleisen des Stapelrechts, des Teilhandels und der Müllensfabrik weiterführen, während es jetzt doch darauf ankam, nicht mittels uralter Privilegien, sondern durch direkten Bezug und kaufmännische Mühigkeit sich Vorteile und Überlegenheit zu sichern.

Das Haupt der Hanse, Lübeck, hielt aber trotz sichtbarlich eingetretener Aenderung aller Verhältnisse mit Zähigkeit an den alten Traditionen, sowohl denjenigen des Handels wie der Politik fest. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts verzehrte sich die Stadt in Anstrengungen, den Stand und die Ehre jedem fremden Handel zu sperren, obgleich die Waffenmacht, welche Lübeck mit den wendischen Städten zu diesem Zwecke in die Waagschale zu werfen hatte, dafür schon längst nicht mehr ausreichte. Aber so mächtig war die Lübecker Tradition in dieser Beziehung, daß selbst ein Kaiser Maximilian, der damals die Geschicke Lübecks leitete, noch einmal im fruchtlosen Kampfe für diese Idee die Kräfte der Stadt aufs Spiel setzte. Lübeck unterlag, nicht zum wenigsten deshalb, weil die aristokratischen Städte der Hanse dem demokratischen Lübeck keine Hilfe leisteten, und diese Niederlage künzte alle die hochfliegenden Pläne, die die Hanse je gehabt, für immer zu Grabe.



Der Giftigel.

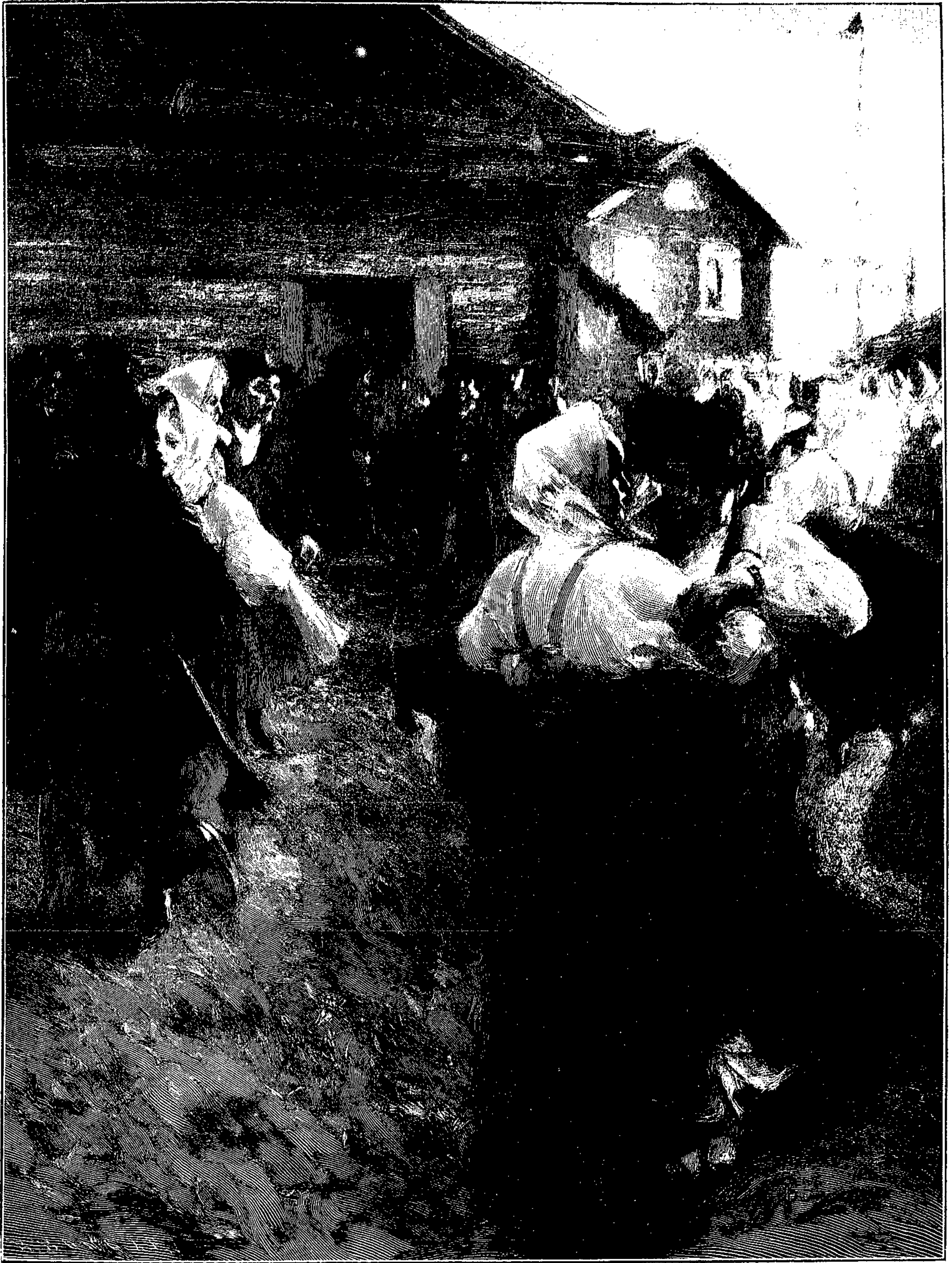
Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Köliche.

In unseren zoologischen Gärten sieht man oft wertvolle junge Vögel und Sträucher in den Tiergehegen mit einem Drahtgitter abgeperrt, um sie vor dem Abknabbern zu bewahren. Wenn auf der Gebirgsmatte der arline Plan weithin geichoren ist durch die weidenden Viehherden, heben sich einzelne Pflanzengruppen doch noch wie Inseln heraus, sie allein ragen unversehrt in ihrem ganzen Wuchs: der blane Eisenhut zum Beispiel. Wir wissen, was ihn geschützt hat, auch ohne daß ein künstlicher Drahtzaun ihn umgab: er ist giftig, und das Hindvieh schont in richtigem Instinkt dieses Gift. Manchmal, wenn ich über solche schöne Berggärten wanderte, den Blick auf dem sinnigen Spiel und Gegenspiel der Dinge in der Natur ringsum, habe ich mich gefragt, warum nur der Eisenhut und ein paar vereinzelt Genossen diese Praxis üben. Warum hat nicht die ganze Flora hier oben im harten Daseinskampfe dieses notürliche Panzerhemd angezogen und sich so gegen die derben Freßer geschützt?

Es gibt da mancherlei Antworten. Man kann erwägen, ob es für alle Pflanzen wirklich ein Schaden sei, alljährlich in dieser Weise einmal kurzgeschritten zu werden, ob das hungrige Vieh nicht vielfältig ohne Absicht mit dem Gärtner übereinkommt, der eine Pflanzenkultur, deren Wohl er durchaus will, auch mit der Schere behandelt. Aber es gibt eine Antwort, die viel paradoxer klingt und doch vielleicht noch besser den Nagel auf den Kopf trifft. Wenn alle Pflanzen gleichmäßig giftig wären, so würde es ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach gar nichts nützen. Die pflanzenfressenden Tiere würden sich nämlich von Beginn an so geübt haben, daß ihnen dieses Gift nichts schadete. Sie würden „giftfest“ geworden sein. Ihre ganze Existenz wäre eben nur möglich geworden unter dieser Voraussetzung. Heute, wo die ungeborene Masse der Pflanzen nicht giftig ist, geht es ja auch ohne solche Massenanpassung hinsichtlich

der Giftfestigkeit, und davon zieht das kleine Käuflein der wirklichen Giftpflanzen, das sich wahrscheinlich erst später eingeschmuggelt hat, allerdings den Vorteil. Hätten die Dinge von Ursprung an aber anders gelegen, so wäre eben jener Allgemeinschutz durchgesetzt worden. Vor ausgeführt allerdings, daß in dem tierischen Leben eine Möglichkeit überhaupt steckte, im Kollaps giftfest zu werden! Wir haben aber die sichersten Beweise, daß es solche Möglichkeit an sich gibt. Zwar die Kuh der Gebirgsmatte verschmäht den Eisenhut, sie hat genug anderes; zu ihrer Sicherheit genügt der Instinkt dieses Verstandes, er ist ja auch schon selber ein gewisser anerkannter Giftschutzhüter. Aber einzelne Tiere sind unversehrbar auch im Magen, im Munde wirklich giftfest gegenüber bestimmten Pflanzen. Ziegen vertragen ohne Beschwerden die scharf giftigen Wälder des Ziegenbärges. Kleine Mäuserchen der Gattung *Callosia* fressen ruhig Löcher in das schauerliche *Beladonna* traut, dessen Früchte die Maus ebenfalls ohne Gefahr verzehrt. Hier hat eine ähnliche „Anpassung“ stattgefunden wie bei den schwarzen Raupen unseres schönen Kallers, des „kleinen Nachts“, deren erwählte Leibspeise, deren natürliche Weide gerade ausgepart Brennesseln sind. Auch diese schenksüchtigen Pflanzengifte, wie das Atropin der Tollkirsche, sind also offenbar keine „absoluten“ Feinde des Lebens. Es handelt sich nur um eine Gewöhnungsfrage. Und wir wissen von uns Menschen, wie solche Dinge zustande kommen: schon ein einzelnes Individuum kann sich gegen gewisse Gifte fast giftfest machen durch langsame Gewöhnung an kleine, allmählich gesteigerte Dosen — es verträgt endlich noch, was einen nicht so Geseftigten augenblicklich unwürde. Es sei auch an den grandiosen, allerdings auf noch verwickelteren Grundlagen in engeren beruhenden Versuch unserer modernen Medizin erinnert, uns durch planmäßige Methoden allmählich giftfest gegen die verheerendsten aller Giftwirkungen, die Bakteriengifte, zu machen. Bei solchen Tieren, die harmlos *Beladonna* fressen, ist das aber offenbar schon durch Vererbung übertragen, die Art ist hier daver giftfest geworden. Es mag das durch manchen Stamm, manche Krisis geführt haben, über manches Opfer. Aber es ist eben geübt, das Leben hat sich stärker als das Gift erwiejen. Vielleicht ist es ein uraltes Grundgesetz, daß Leben kein Gift erzeugen kann, dem nicht Leben auf die Dauer doch auch wieder gewachsen wäre. Hier läge die ewige Grenze des Tierwesens, die große Regulierung, die verhindert hat, daß die Erde das unumschränkte Reich von ein paar besonders perfiden Giftpflanzen und Gifttieren geworden ist.

Giftige Pflanzen gibt es immerhin noch eine ganze Anzahl. Es ist aber auffällig, wie klein verhältnismäßig das Käuflein der unmittelsbar giftigen Formen wird, wenn man in den Reihen der Tiere aufsteigt. Es gibt keinen Vogel mehr, der giftig wäre. In der ganzen Gruppe der Säugetiere ist es nur von zwei Tieren behauptet worden, wahrscheinlich in beiden Fällen aber bloß als Legende. Die Spitzmaus soll nach dem Volksglauben die Krake, die sie frist, verderben; in Wahrheit handelt es sich nur um eine Hebelkeit infolge des penetranten Moschusgeruchs, den unsere Spitzmäuse im Gegensatz zu den echten Mäusen ausströmen. Das männliche Schnabeltier soll mit seinem Sporn am Fuß, der allerdings durchbohrt ist und mit einer Drüse in Verbindung steht, vergiftete Krachwunden erzeugen; es scheint sich aber auch hier nicht um eine Waffe zu handeln, und für Menschen ist der Sporn jedenfalls nicht gefährlich. Erst in der Reihe der Reptile setzen echte Giftbeißer ein, eine einzige Gidechse, die *Helloderma Mexikos*, und die allbekanntesten Giftschlangen. Das Schlangengift ist wahrscheinlich ursprünglich nur ein stark zerfetzender Ver-



Anders Zorn: Tanz.

dammsaft, ähnlich unserem Speichel, gewesen, mit dem die Schlange, die ihre Nahrung ungeschont hinabwürgt, den Vissen schon im Munde etwas chemisch verarbeitete. Der Saft hat dann geholfen, noch lebendige Opfer zu lähmen. Und endlich wurde er, raffiniert im Zahn geleitet, zur wirklichen Waffe, zur Verteidigungswaffe. Der ganze Apparat ist aber jetzt so kunstlich geschickt gebaut, so mörderisch im Erfolg, wo er auf einen wehrlosen Gegner stößt, daß man abermals fragen möchte, warum er — bloß vom Nutzen für den Träger selbst aus jetzt betrachtet — nicht mehr Erfolg, nicht unendlich zahlreichere Anwendung gefunden hat. Hier aber muß die Antwort geradezu sein, daß er eben tatsächlich seit alters im Schach gehalten worden ist durch die positive Giftfestigkeit, die sich bei einzelnen energischen Gegnern und Vertilgern gerade dieses Otterngeschlechtes eingestellt hatte.

Zu unserer heimischen Fauna gehört als eines der volkstümlichsten Charaktertiere der Igel. Dem Naturforscher ist dieser Igel besonders merkwürdig als ein uraltes Geschöpf. Der Gattung nach ist er geradezu die älteste, am meisten urweltliche Säugetierform der Erde. Die Tierordnung der sogenannten Insektenfresser, zu der er gehört, lebte bereits, als noch die großen Saurier der Vorwelt unseren Planeten unsicher machten. Wenn irgendeine Tiergruppe Gelegenheit gehabt hat, sich mit Reptilien zu befassen, so waren es diese Insektenfresser, die noch die Hochblüte der Reptilien selber erlebt haben und die mit ihrem scharfen Gebiß keineswegs, wie ihr Name glauben machen könnte, bloß auf harmlose Insekten Jagd machen. So ist es denn wahrscheinlich kein Zufall, sondern ein bestimmtes geschichtliches Verhängnis, daß auch unser Igel noch heute ein ganz besonders heftiger Schlangenvertilger ist. Tropenreisende, denen man allerhand an Essen zugenutzt hat, erzählen, daß „Schlange“ gar nicht so übel munde, sie soll an Mal erinnern. Dem Meister Swinegel aber schmeckt sie jedenfalls famos. Es ist nun schon mehrere Jahrzehnte her, daß ein bewährter Altmeister unserer Tierkunde, der Professor Lenz zu Schneepfenthal, der Velehrtenwelt vom Kampfe eines Igels mit einem ganzen Heer der bösesten, bissigsten Kreuzottern berichtete, bei dem der Igel die Ottern überwältigt und gefressen habe, ohne sich um ihr Beißen zu kümmern. Gebissen hätten sie ihn gründlich, sogar in die empfindliche Zunge. Aber o Wunder: geschadet hätte es ihm gar nichts.

Der Lenzische Igel wurde bald berühmt. Alle Naturgeschichten nahmen Notiz von ihm, und das ganze Swinegelvolk galt fortan als giftfest. Die braven Swinegel hatten sich niemals der besonderen Achtung des Volkes erfreut. Man hatte allerhand mutwillige Scherze von ihnen erjungen, ihren Namen zu den eigen-

lümlichsten Auspielungen bemitt, die Zigeuner hatten sie gar in ihren Stacheln gebraten, und der Bauer hatte sie als Obstdiebe totgeschlagen. Jetzt erstrahlte um sie der Ruhm von Wohlkältern der Menschheit: sie arbeiteten in ihrem stillen Reviere als unsere Helfer gegen eine solche Landplage wie die Kreuzotter.

Aber in dieser mangelhaften Welt will alles immer wieder erkämpft sein. Auch am Ruhm der Igel hat in der Folge seither der Zweifel wieder gerüttelt. Skeptische Beurteiler bestritten die Beweiskraft des Lenzischen Experiments, das doch nur mit einem einzigen Igel gearbeitet hatte. Neue Beobachtungen sollten nicht zu der „Giftfestigkeit“ stimmen. Zwischen war die Frage aber auch von einer anderen Seite her neu und wichtig geworden. Wenn der Igel wirklich gewappnet war gegen die blutzersehbende Wirkung des Schlangengiftes, so war zu erwarten, daß sein Blut ein bestimmtes Gegengift enthalte. Im Sinne moderner Serumtherapie mußte es dann aber denkbar sein, aus diesem seinem Blute eventuell ein direktes Schutzserum auch für Menschen gegen Kreuzotterbiß herzustellen. Diese letztere Erwägung hat nun dazu geführt, daß Igelexperimente nach dieser Richtung von Fachmedizinern für den praktischen Zweck in größerem Stil unternommen worden sind. Professor L. Lewin hat das Verdienst, bei dieser Gelegenheit die Grundfrage der Giftfestigkeit überhaupt zu einer gewissen Lösung gebracht zu haben.

Zunächst wurde festgestellt, daß eine Anzahl Tiere, die gelegentlich auch für schlangenfest gehalten worden waren, Hamster, Wiesel, Schweine und andere, gegen Otterngift in ihrem Blute zweifellos nicht immun waren. Nicht einmal die Kreuzotter selbst war gegen ihr eigenes Gift in ihrem Blute ganz gesiegt. Bei dem Igel aber zeigte sich dann, daß für gewöhnlich und bei einigermaßen schon geübten älteren Tieren die angegriffene Kreuzotter überhaupt nicht zum gefährlichen Biß kommt. Vom Igel bei gesenktem Kopf und vorgeschobenem Stachelbüschel blyschnell gepackt, gelangt die Schlange in der überwältigenden Menge der Fäße bloß noch dazu, ohnmächtige und gefahrlose Bisse in das Stachelkleid zu tun; im äußersten Fall rikt sie ihm einmal den Nasenrücken, wo aber die dünne trockene Haut auf dem Knochen am wenigsten eine Infektion wahrscheinlich macht. Um ein klares Bild von einer etwa noch vorhandenen Giftfestigkeit zu gewinnen, mußte man bei alten Igel schon zu künstlichen Versuchen greifen. Man ließ also solche Igel zwangsweise von kräftigen Ottern in Zunge und Mundwinkel beißen. Erfolg: diese Igel wurden durchweg zunächst ziemlich krank, litten drei bis vier Tage sichtlich an den Folgen, gesunden dann aber vollkommen. Eine ziemlich starke Giftfestigkeit war damit also auch erwiesen. Allerdings keine

absolute! Direkte Einspritzungen konzentrierten Otterngiftes zeigten endlich genau den Grad, bis zu dem der Schutz bestand. Eine Dosis, die ein Meerschweinchen tötete, mußte verzehnfacht werden, um den Igel auch nur vorübergehend erkranken zu lassen. Bei der Seltenheit der Giftbisse überhaupt ist das aber für den praktischen Gebrauch des Igels zweifellos genug, — praktisch ist er also in der Tat so gut wie ganz giftfest. Da außerdem durch langsame Gewöhnung an kleine gesteigerte Gift Dosen auch bei anderen Tieren sich eine gewisse Immunität gegen Schlangengift erzielen ließ, erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß auch bei dem Einzeltier nach glücklichem Ueberstehen mehrerer Vergiftungen noch ein gesteigerter individueller Giftschutz eintrete; das alte Exemplar, mit dem Lenz experimentierte und das angeblich nicht einmal auf mehrere Bisse erkrankte, könnte vielleicht so zu verstehen sein. Die praktische Hauptsache, wonach der Mediziner für uns gesucht hatte, wurde dagegen nicht gefunden. Es ließ sich keinerlei bei anderen Säugetieren wirksamer Schutzstoff gegen Otterngift im Blute des Igels nachweisen. Worin die relative Giftzähigkeit bei ihm also beruht, ist auch bis heute nicht erkannt.

Zwischen ist aber wieder durch ebenso sorgfältige Experimente anderer festgestellt, daß Freund Swinegel eine mindestens ebenso große Giftfestigkeit gegenüber anderen natürlichen Giften von allgemein furchtbarer Wirkung besitzt. Er verdaut ohne Beschwerden sogenannte „spanische Fliegen“, das heißt jene schön goldgrünen Käfer, aus denen unsere blasenziehenden Pflaster hergestellt werden und in deren Leib ein schauerlich scharfes Gift (Kantharidin) enthalten ist. Aber mehr noch: er verträgt eine Dosis Zyankali (also mit des aller schlimmsten Giftes überhaupt), die eine starke Kröte in vier Minuten tötet. Erst die fünffache Dosis macht ihn überhaupt krank. Man könnte sich den Stoff zerbrechen, welche praktischen Nutzen gerade diese Zyankalifertigkeit bei ihm haben sollte, aber Professor Harnack, dem wir diesen Nachweis verdanken, hat darauf hingewiesen, daß an zwei Stellen auf der natürlichen Speisefarte des Herrn Swinegel gerade auch giftige Zyankaliverbindungen vorkommen: nämlich in jenen häßlichen Gliedertieren, die man „Tausendfüßler“ nennt, und in dem ägenden Drüsenfaß der Haut bei der Kröte. Tausendfüßler wie Kröte verpeißt der Igel aber ebenso ruhig wie die Kreuzotter auf Grund seiner Zyankalifertigkeit.

So ist der Gute rehabilitiert und in allen Gegenden, wo die Kreuzotter vorkommt, unbedingt zu hegen. Wenn er gelegentlich Vogelnester, die er erreichen kann, plündert und neben schädlichen auch unbedingt nützliche Tiere frist, wie eben die Kröte, so macht er das doch wieder wett durch seine unermüdete Mäusejagd. —

Ein Vorstadtbild.

Skizze von Elle Höffer.

Sie schritten engumschlungen gegen den schneidenden Nordwind, der sich ihnen wütend entgegenstemmte, als wolle er sie zurückschleudern in die dumpfen, ruhigen Straßen, aus denen sie kamen.

Der Mann hatte den Arm fest um den Körper des Mädchens gelegt, und sie preßte sich an ihn. So schritten sie rüstig aus, jung und stark, mit lachenden Augen und roten Wangen.

Und je weiter die Vorstadt hinter ihnen blieb, um so freier wurde ihr Schritt, tief und durstig atmeten die Lungen die ungewohnte eisig-reine Luft. Und ihre Muskeln strafften sich, sie fühlten, wie die schlummernde Kraft ihrer Glieder froh erwachte, und sie kämpften

mit dem Sturm, Seite an Seite; und seine, scharfe Schneeflocken umtanzten sie und schnitten ihnen in die Haut, und ihre grauen Werktagskleider preßten sich gegen ihre Glieder, und der Wind blies hindurch, als wolle er ihr warmes Blut erstarren machen.

Doch sie sahen einander in die leuchtenden Augen, und er legte den Arm fester um sie und küßte sie heiß, und der kalte Wind konnte ihnen die Wärme nicht nehmen.

Das Mädchen seufzte tief auf.

„Wie gut das tut, diese saubere, reine Luft zu atmen, wenn man den ganzen Tag drinnen sitzt, wo einen die Luft so efelt, daß man sie kaum einatmen mag!“ Er nickte.

„Und schön ist dies Geulen und Toben, wenn man immer den Webstuhl klappern und rasseln hört!“

Sie standen still und horchten auf das gewaltige, wilde Sturmlied, und sie sahen um sich in den Strudel der winzigen Schneeflocken.

Wie hinter einem Schleier lag die weite, weiße, kahle Ebene vor ihnen, die sich um die Großstadt breitete, und die schlummernde Natur unter ihrer flaumigen Decke erschien ihnen unendlich schön.

Und ihr Blick, der gewöhnt war, nur in die Enge zu schauen, weitete und schärfte sich, sie konnten sich nicht satt sehen an dem großen, stillen Winterbild.

Der Schnee war matt und glanzlos, die weiß-gelbe Sonne stand hinter breiten Wolkenwänden, deren Ränder sie leicht umfärbte, braun und naekt standen die Bäume, und die dünnen Äste schlugen klappernd gegeneinander, wenn der Wind sie zauste und zerzte; zahllose Sträucher hüpfen auf den Feldern; harte, schwarze Punkte auf dem weißen Grunde.

Auf der unendlichen Fläche leuchtete nicht in einziger warmer Farbenton; kaltes Weiß, dumpfes Grau, hartes Schwarz. Es war ein rostloses Bild und doch überwältigend in seiner Schlichtheit, einsamen Vornehmheit.

Sie gingen immer weiter, als löse sie ein ernes Ziel; sie flohen vor der Stadt mit ihrem Elend und der nie rastenden Arbeit.

„Wir werden immer so gehen, dicht nebeninander, unser ganzes Leben lang!“

Und das Mädchen lächelte selig und sah mit schimmernden Augen zu ihm auf, und sie sahen beide das Glück, und sie vergaßen beide, daß sie blutarm waren, daß hinter ihnen, unter der breiten, schwarzen Rauchschicht der Stadt die Not auf sie wartete.

Der Sturm gab ihnen junge Kraft und vollen Mut.

„Ich werde es zwingen!“ dachte der Mann trostlos.

„Er wird es zwingen!“ dachte das Mädchen stöhnend und lächelte ihm zu. Und er preßte sie an seine Brust und küßte sie. Und alle bangen Sorgen und Zweifel fielen von ihnen ab, als hätte sie der Wind verweht; hier draußen, an der frischen Luft, hatten nur die Jugend und die Liebe Recht.

Die Dämmerung froch über die Ebene.

„Wir müssen umkehren,“ sagte das Mädchen, und in ihrer Stimme war eine tiefe Traurigkeit.

Und der Sturm trieb sie vor sich her, und die Vorstadt öffnete ihre düsteren Gassenklüfte gierig nach ihrem jungen, warmen Leben. Ihr Schritt löste sich schwer vom Boden, sehnsüchtig haben sie zurück auf die weite, freie Ebene, dann umfing sie wieder die dicke, schwere Luft der Stadt, die lastend auf ihre Brust drückte.

Mit großen Nußknoten vermischt, sank der Schnee zur Erde, grau lag er in den Gassen, grau waren die steilen Häuserfronten, grau die Kleider, grau die Gesichter der Menschen, die vorüberhasteten.

Die Feiertagsstimmung wich jäb von den beiden jungen Menschen.

Ihre Augen wurden matt, sie sahen wieder das düstere Bild des Abends, die Arbeit, den Kampf, die Not.

Sie hielten sich bei der Hand, und in dem starken Druck lag eine verzweifelte Angst.

„Werde ich's jemals zwingen?“ dachte der Mann gequält, und das Gesicht des Mädchens war blaß geworden, und ihre Lippen bebten sichtbar.

Sie sah die müden, schlaff gewordenen Gestalten der Männer, die mit schweren, verdrossenen Schritten heimwärts gingen; sie sah die hohlen, abgezehrten Gesichter der Frauen, die freudlos und stumpf ihrer Arbeit nachgingen. —

War das die Zukunft —? Ja, das war die Zukunft. — die einzig mögliche Zukunft, denn sie waren ja so blutarm!

Ein Ruf ging durch ihren Körper. Aber sie hatten sich ja lieb! Sie würden beisammenstehen in jeder Not, wie gegen den Sturm. Sie würden nie voneinander lassen, sie würden trotz Armut und Elend versuchen, einen kleinen Sonnenstrahl in ihr Leben zu bannen.

Ihre Hand glitt leicht und weich über die harte Arbeitshand des Mannes.

„Hab' Mut! Wenn es uns auch schlecht geht, — wir sind das ja gewöhnt, und wir haben uns ja lieb!“

Er zog die Frauen zusammen.

„Es ist mir hart, Deinetwegen —“

Sie lachte leise.

„Was schadet das alles? Wir sind ja zusammen, Du!“

Er atmete tief auf.

Sie traten in einen düsteren Torweg, durch den eine eilige Zugluft ihnen entgegenstrich. Halbwüchsige Jungen balgten sich laut schreiend und johlend, kleine Mädchen, die frierenden Hände unter der Schürze geborgen, sahen ihnen voll Interesse zu.

Ein fenchler Hof öffnete sich, große Pfützen standen auf dem Pflaster, lautende Stroh- und Gemüsereste lagen umher, anscheinungerte Hunde wühlten gierig schmutzbernd darin, eine dürre Stabe strich gespensterhaft an der Mauer entlang. Ein modriger Dunst lagerte schwer über der wüsten Stätte.

Aus den trüben Fenstern der Mietsbäuser, die in starrem Viered den Hof umstanden, blinkten matte Lichter: eilige, plumpe Schatten bewegten sich hinter den Scheiben.

Das Mädchen blieb stehen und sah mit trostlosen Augen um sich. Er wollte sie weiterziehen.

„Kommt, kommt mit, es ist schrecklich hier!“

Sie schüttelte müde den Kopf und wies mit dem ausgestreckten Arm nach dem Fenster einer Kellernwohnung ihnen zur Seite.

Sie traten näher und blickten in den Raum, stumm, wie gelähmt.

Es war ein Raum von erschütternder Armut, nur das notdürftigste Mobiliar stand umher, nirgends ein Schmuck, nirgends eine anmutige, frohe Farbe. Mächt, trostlos naekt war alles, mühsam, armütig.

Mitten im Zimmer stand ein Tisch, ohne Decke, ohne Zeller, nur in der Mitte in einer geboritenen, irdenen Schüssel dampften ein paar Kartoffeln.

Und um diese Schüssel drängten sich sechs stübertöple mit gierigen, hungrigen Augen, mit fürchterlichen Augen.

Die Kindergehemter sahen alt und schärf aus mit diesem bösen, behäunigen Ausdruck, grau-gelb waren sie, die Lippen blaß, die mageren Hände blaurot gefroren, nur die Augen brannten.

Und hinter den Kindern stand die Mutter, die Arme waren ihr schwer am Körper nieder gesunken, der unformig, verkrümmt und verbogen war.

Auf ihrem Gesicht lag ein dumpf-bründer, verzweifelter Ausdruck. Sie rührte sich nicht, eine schwere Apathie lag über ihr. Nur zuweilen zuckte sie zusammen, wenn aus dem dunklen Stubenwinkel ein trockener, hohler Husten-klang.

Dann glom in ihrem Auge die wahn-sinnige Angst der gepeinigten Mutter.

Der Mann lehnte am erloschenen Herd. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt, und seine gewaltige Brust arbeitete schwer atmend.

Den mächtigen Kopf hatte er tief gesenkt, als drücke ihn die Faust des Schicksals nieder. Die Muskeln seines Gesichts zuckten unaufhörlich, um seine Brauen bebte es in Zorn und Schmerz.

Er hob den Blick nicht vom Boden, er fühlte auch so die heißen Augen seiner Kinder, die mehr verlangten als er ihnen geben konnte. Er schobte wild auf.

Die beiden am Fenster standen regungslos, ihre Gesichter waren totenblaß geworden.

Sie waren den Anblick der Not gewöhnt, warum ergriff sie dies Bild heute so sehr, heute am entscheidenden Tag ihres Lebens?

Es ging ein Frösteln über das Mädchen hin, und sie sagte mit trockener, heiserer Stimme:

„Das ist die Zukunft — unsere Zukunft!“ —

Sie wandte die erloschenen Augen nicht von dem Wilde vor ihr.

Der Mann schwieg, preßte die Zähne in die Unterlippe. Das Mädchen zitterte immer bestiger.

„Unsere Zukunft das ist ja fürchterlich, fürchterlich!“

Er faßte ihre Hand.

„Ich werde es zwingen, ich will, hörst Du?“ Doch seine Stimme hatte die überzogene Straß verloren.

„Nein, nein, nein! Du kannst nicht! Ach, ich denke nicht an mich, nicht an Dich — aber sieh doch die Kinder, die armen, armen Kinder!“ Tränen stürzten über ihr Gesicht.

Er umschlang sie.

„Tröste Dich! Wir werden Glück haben, es wird schon gehen! Du hast so viel Mut vorhin!“

Sie riß sich los; sie fühlte die Qualen der Mutter, stammend, bohrend.

„Die Kinder! Die Kinder! Wenn meine Kinder, unsere Kinder so vor der leeren Schüssel saßen mit so schrecklichen, schrecklichen Augen —“

Ihr Körper zuckte wie unter einem Strom.

„Ach müßte Dich ja haben, mich selbst verabschieden, ich müßte ja ins Wasser gehen mit ihnen. Nein, nein, das kann ich nicht ertragen, nicht ertragen, nicht verantworten.“

Er hielt sie mit starken Armen an sich gepreßt.

„Ich lasse Dich nicht, ich lasse Dich nicht!“

Sie wand sich.

„Geh von mir, geh von mir; nie, nie!“

Die Kinder, die armen Kinder!“

Er küßte sie toll, und heiß, und wild, wie er sie nie zuvor geküßt; und seine Arme wollten sie betören, wollten ihre Gedanken töten, wollten ihr Gewissen erstickern.

Sie wehrte sich, sie fühlte die Macht seiner Verdenshaft, die Vermutung, nachzugeben.

Er rang mit ihr Brust an Brust.

„Ich verlasse Dich nicht! Ich will es zwingen, ich will, ich will!“

Sie schüttelte den Kopf und wies auf den gebeugten Mann am erloschenen Herd, und er sah den mächtigen Körper, die eiserne Stirn, die wuchtigen Äuße, die die Not nicht hatten bannen können, und sein Herz schlug schwer.

Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm dicht ins Gesicht, mit verzweifelnden Augen.

„Du, ich hab' Dich lieb, das weißt Du! Aber Deine Frau kann ich nicht mehr werden. Bitte mich nicht, quäle mich nicht, ich kann nicht!“

Ich kann dies schreckliche Bild nie mehr vergessen, diese Augen würden mich Tag und Nacht verfolgen, mir alten Mut, alle Freuden erstickern!

Ich kann die Kinder nicht hungern leben, verkommen im Elend, ich kann nicht! Stimm Du mich verurteilen? Du, sag' doch!“

An seiner Brust wachte ein wilder Kampf. Lieberhast hoben seine Augen zwischen dem blaffen Mädchenesicht und dem düsteren Bild in der Kellernwohnung hin und her.

Seine Liebe wachte noch einmal auf. „Gibt es denn keine Hoffnung?“

Sie wich zurück, und er sah in ihrem Gesicht die Qual, da verstand er ihr Opfer. Er nickte ganz langsam mit dem Kopfe, und in seinen Augen blinkte es.

Er drückte ihren Kopf an seine Schulter und schluchzte dumpf.

Um sie spielten die Kinder und häßten die hungrigen Hunde.

„Die armen, armen Kinder!“

Die Stimme des Mädchens war gebrochen, ihre Glieder flogen. Da wußte der Mann, daß seine Liebe einer größeren Macht gewichen war.

Er küßte sie lange und heiß und preßte sie an sich in Liebe und Schmerz.

Dann ging er durch den dunklen Torweg davon. —

Ein unwillkommener Mittagsgast. Die Fenster stehen weit offen, und breit strömt die milde, warme Septembersonne ins Zimmer.

Mitten auf dem Tisch steht eine süße Speise; sie ist eine Belohnung für das gute Schulzeugnis, das Marie heute früh mit heimgebracht hat. Viel wollen ruhen Marias Augen und die ihrer Heilerin Schwester Grete auf dem köstlichen Pudding, der bei jeder kleinen Erschütterung schonwoll in seinen Grundstücken erbebt. Am liebsten würden sie nichts anderes essen als die lockende Speise. Aber die Mutter hat eine schwere Bedingung vor die Aufteilung des Puddings gestellt: jeder muß zuvor mindestens zwei gehörige Teller voll Suppe gegessen haben.

Eilig geht der Löffel von den kleinen Mäntchen zum Teller, vom Teller zu den Mäntchen. Grete drückt hin und wieder die Augen zusammen, wenn sie einen besonders gut geschickten Löffel voll Suppe hunderührt.

Da schreit die Mutter emsig auf: „Eine Biene, eine Biene!“

Klappernd fällt ihr Löffel in den Teller, und mit großen Schritten flüchtet sie in die ängstliche Kammerete. Marie eilt ihr nach und sucht sich noch hinter ihr zu verstecken.

Der Vater, der Großvater und Grete essen ruhig weiter; mit Wort und Miene lachen sie über die beiden Hasenbesen, die vor einer kleinen Biene ausweichen.

Die Biene tar sich einige Zeit guttlich an der süßen Speise, was Grete mit drohendem Stimmzungen beobachtet. Dann fliegt das Tier auf und dreht sich tapatschig bald hierhin, bald dorthin. Einmal summt es dem Großvater um die Nase, fliegt dann etwas höher und bewundert die große, glänzende Fläche, die sich ihr aus der Vogelperspektive darbietet.

„Großvater, die will da oben bei Dir tanzen“, lacht Grete, der Schelm.

Die Biene fliegt weiter; als sie sich in kühnem Fluge den beiden Glühlichtern nähert, freischen sie auf und Mutter flucht:

„Jagt doch das alte Tier hinaus! Ich kann die Bienen nicht leiden!“

„Aber ihren König eßt ihr ganz gern, was?“ spottet der Großvater.

„Kann, sei lieb, jag' die Biene hinaus, tu's doch!“

Der Mann aber löffelt begnügt weiter und läßt sich auch nicht hören, als die Biene vor seiner Nase herumtanzt und dann mit einer verächtlichen Bewegung über seine erheblich kleinere Nase hinweg dem Fenster zufliegt.

Aber hier gerät die Biene in zornige Erregung. Das durchsichtige Glas hält sie für Luft, und obwohl sie schon ein halbes Dutzend Mal mit ihrem diden Kopf gegen die glatte Fläche gerannt ist, immer versucht sie aufs neue, durch das Glas hindurch ins Freie zu kommen. Wenn sie einen besonders harten Stoß vor den Kopf erhalten hat, klopft sie einige Zeit wie verdorrt auf der Glasfläche hin und her, so daß man ihre sonst so beweglichen Flügel auch einmal in Ruhe sieht.

Mühsam fliegt sie endlich vom Fenster fort und nähert sich wieder bedenklich den beiden Neugierigen.

Marie will mit ihrem Löffel noch ihr schlagen, aber die Mutter verhindert das Entsetzliche: „Laß das, Kind, sonst wird sie erst recht wütend.“

„Aber Frau, das Tier ist ja gar nicht wütend, sei doch nicht so töricht.“

„Ich kann die Bienen und Wespen nicht leiden, jag' doch das Tier fort.“

„Nicht, Papa.“ mischt sich jetzt die kleine Grete mit ihrer possierlichen Vernünftigkeit ins Gespräch, „die Biene geht nur nicht hinaus, weil die Mutter so ängstlich ist, das macht ihr Spaß, nicht? Wenn sich Mutter auch ruhig hinsetzte wie wir, dann ginge die Biene hinaus.“

Vater und Großvater lachen, Mutter macht ein etwas beschämtes Gesicht und Marie sagte überlegen: „Ach, Du!“

Vater ermuntert die Mutter ein wenig: „Na, so tu der kleinen Grete doch den Gefallen, laß Dich doch einmal hin.“

Vorsichtig nähert sich die Mutter ihrem Stuhl, die Biene, ihren Feind, immer ängstlich im Auge behaltend. Kaum aber hat sie sich niedergelassen, da hat die Biene endlich das offene Fenster wiedergefunden und fliegt in kühnem Schwunge ins Freie hinaus, wo sie sich in den Baumkronen verliert.

Grete aber sagte triumphierend: „Siehst Du, Mutter, ich habe Recht gehabt.“

Der Vater stimmt mit ein und zieht eine Mahnung: „Den Gefahren nicht ausweichen, sondern ihnen ins Auge sehen.“ Erud. U. M. S. 106.

Schwanzblumen. Schwanzblumen — ein recht eigenartiger Name, der aber doch sehr bezeichnend ist, wenn wir die Blume etwas näher in Augenschein nehmen; sie gleicht in der Tat dem Schwanz irgend eines Tieres. Nicht selten ähneln diese Blumen dem zierlichsten Hingelchwanzchen des nährlichen Vorpostenwehes, nur daß die Farbe, eine herrliche Färbung von Rot oder Gelb, hinzukommt. Die Pflanze ist im tropischen Amerika heimisch, wo man an 200 ver-



Scherzers Schwanzblume.

schiedene Arten kennt. Vieles davon wird in den Gewächshäusern unserer Gärtnereien kultiviert und die Kunst des Gärtners hat durch künstliche Züchtung noch manche rare Abart entstehen lassen.

Zahlreiche Arten und Unterarten werden lediglich wegen der Blüte gezogen, deren herrliche Pracht von wochenlanger Dauer ist. Zu diesen Arten zählt Scherzers Schwanzblume, deren Blätter tief dunkelgrün sind, während bei den Pflanzen, die das ganze Jahr hindurch erscheinen, verschiedene Töne von Rot und Orangefarben beobachtet werden. Abgeschnittene



Silbernerve Schwanzblume.

und in Wasser gestellt, halten sich die Blumen gleichfalls lange in ihrer vollen Schönheit. Scherzers Schwanzblume kann auch im Zimmer gepflegt werden. Bei anderen Arten liegt der Wert in den künstlich gezeichneten Blättern. Die silbernerve Schwanzblume gehört zu diesen. Die samtartigen, tief dunkelgrünen Blätter zeigen silberweiße Nerven und sehen recht schön aus. Die Blüte ist bei diesen Gewächsen weniger schön. Die Pflanze beansprucht an einer gedeihlichen Entwicklung feuchtwarme Luft; ihre Pflege ist im Zimmer darum nur bedingungsweise möglich. h. h.

Aus der Zeit der Londoner Arbeitslosendemonstrationen von 1886-87. Die Jahre 1886 und 1887 waren für England und in erster Linie für die Arbeiterschaft eine überaus traurige Zeit. Es war eine der periodischen Geschäftsflutungen eingetreten, die zum Wesen des Kapitalismus ungetrennlich gehören, und am meisten fühlte natürlich die Arbeiterschaft die herrschende Wirtschaftskrise. Überall war enorme Arbeitslosigkeit, jückerlich bei. Besonders in der Meisenstadt London bestand ein ganz unbeschreibliches Massenelend: über ein Viertel der ganzen arbeitenden Bevölkerung der englischen Hauptstadt war arbeitslos, in manchen Bezirken über die Hälfte. Für zahllose Londoner bereitete die Arbeitslosigkeit gleichzeitig Uebadtslosigkeit eine Masse von Menschen mußte unter freiem Himmel kampieren; unter den Themseufern, an dem Trafalgar Square. Auf diesem Wege war die Not des Proletariats mitunter maßgebend in die Erscheinung: die größten Arbeitslosensmeetings dieser Zeit fanden auf dem weiten freien Raum bei der Nelsonsäule statt, und hier zeigte sich nun, daß die englischen Arbeiter keineswegs, wie man sich bis dahin eingebildet hatte, für den Sozialismus gänzlich unzugänglich seien. Die Führer der sozialdemokratischen Moderation wurden in den großen Meetings hauptsächlich als Redner verlesen und erzielten ungeheuren Beifall. An diesen Massenversammlungen und in den Straßendemonstrationen der Arbeitslosen kam die Not und die Erbitterung des Proletariats zum erschütternden und für das schlechte Gewissen der Besitzenden erschreckenden Ausdruck. Wie verzweifelt die brot- und obdachlosen Massen schließlich geworden waren, davon zeugt ein dringlicher als lange Schilderungen ein Vortrag, der sich am 12. Oktober 1887 in London abspielte. Er erschien in der Bow-Street eine zahlreiche Menge von Arbeitslosen, nahm vor dem bekannten Gerichtsgebäude dieser Straße Aufstellung und entsandte in das Gebäude eine Deputation von fünf Mann, die sich zu dem Richter Sir James Ingham begaben. Auf seine Frage, was sie wollten, erklärte einer der fünf als Sprecher der Deputation, „daß sie Arbeit brauchen, daß sie sich in jeder Weise bemüht hätten, Arbeit zu finden, sie aber nicht finden könnten, und daß viele von ihnen meinten, es sei besser, als das alles zu ertragen, den Richter zu bitten, sie auf drei Monate ins Gefängnis zu stecken; sie wären das Gefängnis dem Umherirren in den Straßen und den Nächten auf dem Trafalgar Square vor.“ Darauf wird der Sprecher von dem Richter Ingham gefragt: „Wer sind Sie?“ Antwort: „Ich bin ein Schneider und seit vier Wochen arbeitslos.“ Weitere Frage des Richters: „Haben Sie sich an das Stückspiel um Gültig gewandt?“ „Nein, statt dessen bitte ich Sie, mich ins Gefängnis zu stecken! Im Gefängnis behandelt man die Leute besser als im Arbeitsloshaus.“ Darauf will sich Ingham natürlich nicht einlassen: „Jede von Euch weiß sehr gut, daß das Gericht Eure Bitte nicht erfüllen kann. Das Gericht kann niemandem ins Gefängnis stecken, wenn er das nicht durch eine Gesetzesverletzung verdient hat. . . . Meine Antwort ist die folgende: ich habe nicht das Recht, Euch ins Gefängnis zu stecken.“ Der Wortführer der Deputation: „Habe ich das Recht, Euer Gnaden noch eine Frage vorzulegen?“ Sir James Ingham: „Warte sehr!“ „Die Arbeitslosen sind derselben Meinung wie auch Euer Gnaden, daß man sie nicht ins Gefängnis stecken wird, wenn sie kein Verbrechen begangen haben, wie z. B. die Plünderung einer Bäckerei. Sie wollen wissen, wenn ein Mann in einem blauen Rock mit blauen Knöpfen (Schuhmann) es beständig, daß sie die Fenster zerbrechen und die Bäckereien geplündert hätten, ob Sie dann diese Bitte erfüllen würden.“ Man wird der Richter ungnädig und ruft: „Ihr seid äußerst dreist, daß Ihr hier solche Fragen an mich richtet. Bitte, entfernt Euch!“ Mit diesem hinauswurf wollen sich die Deputierten nicht gleich zufrieden geben, erregt rufen sie: „Wir wollen nicht Hungers sterben! Wir wollen Arbeit! Steckt uns ins Gefängnis!“ Ingham aber bleibt bei seinem letzten Wort: „Ihr verdient kein Mitleid. Entfernt Euch aus dem Gerichtsgebäude!“ Mit dem abweisenden Befehl des Richters kehrte die Deputation zur Menge auf der Straße zurück. Und nun ging es in geschlossenem Zuge von daumen, unter Vorantragung eines Panniers mit der Aufschrift: „Wir wollen Arbeit oder Brot!“ Weder das eine noch das andere hat die kapitalistische Gesellschaft in den Tagen der Krisis großen Mengen von Menschen zu bieten, so daß dann für viele der Gedanke nur zu nahe liegt, der Freiheit des Verhungerns die harte Kost des Gefängnisses vorzuziehen. h. h.

Nachdruck des Inhalts verboten!